Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenzehnter Jahrgang

Nr. 52 — **Marburg i. H., den 24. Dezember** — **1903**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungsliste 1650 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk., Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserats nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Das Gnadenschiff — Von der Wünschelrute — Die Bedeutung des Paulus für die Gegenwart — Weltgeschichte und Weltanschauung. Drittes Stück — Maßgebliches und Unmaßgebliches zum Jahresschluß — Bücher und Schriften: Theologische Wissenschaft und kirchliche Bedürfnisse (Meyer); Was haben wir heute an Paulus? (Wernle) — Verschiedenes. — — — Beiblatt (letztes Blatt des Registerbogens): Bücher und Schriften: Die Freude; Sohnreys Dorfkalender; Im grünen Klee, im weißen Schnee (Sohnrey); Feuer (Andreas) — Quittung — Anzeigen

Das Gnadenschiff

Es kommt ein Schiff geladen
bis an seinen höchsten Bord.
Es trägt Gotts Sohn voller Gnaden,
des Vaters ewigs Wort.

Das Schiff geht still im Triebe,
es trägt ein teure Last,
der Segel ist die Liebe,
der heilge Geist der Mast.

Der Anker haft auf Erden,
und das Schiff ist am Land:
Gotts Wort tut uns Fleisch werden,
der Sohn ist uns gesandt.

Zu Bethlehem geboren,
im Stall ein Kindelein,
gibt sich für uns verloren.
Gelobet muß es sein.

Und wer dies Kind mit Freuden
küssen, umfangen will,
der muß vor mit ihm leiden
groß Pein und Marter viel,

danach auch mit ihm sterben
und geistlich auferstehn,
ewigs Leben zu erben,
wie an ihm ist geschehn.

Tauler zugeschriebenes Volkslied (ursprünglich Marienlied) in alter protestantischer Fassung. Mittler, Deutsche Volkslieder, 1855, Nr. 405.

Von der Wünschelrute

Einsam saß der Knabe an des Berges Halde, traumverloren. Er sah Nichts von der sonnenbeschienenen goldnen Aue zu seinen Füßen, seine Augen sahen nur Tod und Not hinter sich und vor sich. Fast schiens, als schliefe er. Doch hin und wieder hob er die Hand und ließ eine Haselrute sausend die Luft durchstreichen. Jetzt erhob er sich, eine freundliche Gestalt hatte ihn bei der Hand genommen und führte ihn fort. Willenlos, gedankenlos folgte der Knabe und sah sich plötzlich mitten in Glanz und Gold und Herrlichkeit. Er durfte zulangen, sich die Taschen füllen; aber je mehr er nahm, um so besorgter mahnte die treue Führerin: Vergiß das Beste nicht! Schließlich ging er hinaus, ohne die Rute, die er aus der Hand gelegt hatte; zu spät erfuhr er das Geheimnis: was er unter Zaubergebet mit dieser Rute berührt hätte, das hätte sich ihm in Gold verwandelt.

So oder ähnlich sang das Volk das Lied von der Wünschelrute; vergeblich sang es dies Lied der Sehnsucht, denn nirgends war die Wünschelrute wieder zu finden.

* * *

Träumend saß die Wittwe mit ihren Kindern im dunkelnden Zimmer: die Mutter denkt an vergangene Weihnachtsfeste und an den Sterbetag des Gatten, und der heranwachsende Sohn sinnt Pläne über Pläne, wie er trotz Allem auf dem begonnenen Wege zum heiß ersehnten Lebensberuf bleiben kann. Und die Kinder träumen auch: es scheint für sie keinen Weihnachtsbaum zu geben in diesem Jahr, so fliegen ihre Gedanken zu den Freunden und Freundinnen. Aber schließlich führt die Mutter sie doch hinüber in die andre Stube, und die Familie lebt ein paar Minuten im strahlenden Glanz des Weihnachtsbäumchens. In dessen Spitze schwebt von Wachs gefertigt der Engel mit den silbernen Flügeln, die Trompete hat er eben von den Lippen abgesetzt. Warum? Horch! Zwischendurch will er den Leuten da unten einen guten Rat geben. Horch, wie er spricht: Vergiß das Beste nicht! Und da findet das Mädchen plötzlich in den Falten des neuen Kleides noch ein schönes Buch. Aber der Engel hat die Trompete noch nicht wieder angesetzt, er warnt noch immer: Vergeßt das Beste nicht! da mahnt die Mutter: Freut euch an dem Baum, so lang die Lichter brennen! Doch der Engel ruft noch immer: Vergeßt das Beste nicht!

Und dann sangen sie mit einander, wie Gott die Tür zum schönen Paradies wieder aufgetan, und lasen die wunderbare Geschichte vom Stall und von der Krippe, von den Hirten und Engeln. Sie hatten das immer so gehalten, aber es ging der Mutter heut mehr zu Herzen als sonst. Es war ja die Geschichte von dem, der sich die Auferstehung und das Leben nennt; und nun sah ihr Auge, wie Jesus am Grabe des Gatten den immergrünen Baum mit dem Lichtesglanz aufrichtete. Und was die Mutter las, ging dem Sohne mehr zu Herzen als je: es war ja die Geschichte von dem, dessen Kraft in dem Schwachen mächtig sein will, und er fühlte sich von diesem Helden an die Hand genommen und geführt per aspera ad astra.*) Es war,

*) Durch harte Arbeit zu den Sternen. D H

als ob Jesus das Traurige, das hinter ihnen, das Schwere, das vor ihnen lag, umgewandelt hätte; und sie merkten das große Geheimnis: Alles, was man mit frommem Sinn, Jesus an der Hand, erlebt, das verwandelt sich dem Menschen in Gold.

Nicht singt man mehr vergeblich das Lied der Sehnsucht, das Lied von der Wünschelrute. Man kann sie finden, die wunderbare, wunderwirkende Wünschelrute; denn erfüllt hat sich das Lied der Sehnsucht, das Jesaias sang: Es ist eine Rute aufgegangen aus dem Stamme Isais.

Wilhelm Schubring

Die Bedeutung des Paulus für die Gegenwart

Wir stehen am Ende. Es ist natürlich, daß wir uns da die Frage noch einmal absichtlich vorlegen, die den Verfasser dieser Artikelreihe wie ihre aufmerksamen Leser freilich jedes einzelne Mal bewegt hat: was hat dieser Mann aus der ersten Christenheit unserm Geschlechte zu sagen?

Paulus ist eine der größten Entdeckungen, welche die theologische Wissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts gemacht hat. Die Kirchen haben ihn hochgeehrt, aber sich an seinem Geist schwer verfehlt. Die katholische hat ihn zu einem Heiligen gemacht, aber nie hat er, wie Schell uns gesagt hat, eine volkstümliche Gestalt in ihr werden können.

In Luther freilich ist Paulus wieder lebendig geworden, in dem jungen Luther, den heute die sich die echten dünkenden Lutheraner so gerne als jugendlich unreif behandeln. Luther hat in demselben heißen Kampf wie Paulus die Religion der Gotteskindschaft, des frommen Herzens, nicht des Gesetzes wieder entdeckt, die Jesus und Paulus der Menschheit geschenkt haben. Was von Paulus, dem Propheten, in diesen Blättern geschrieben ward, das gilt fast wörtlich so auch von Luther. Freilich als Luther aus dem Propheten der Gründer einer Kirche werden mußte, hat er sich in der Not seiner Lage von Paulus abgewandt. Nicht wie dieser auf den heiligen Geist und den Gott der Ordnung, nicht auf die Liebe als die höchste Geistesgabe und auf die Sorge um das Heil des Bruders hat Luther seine Kirche gegründet.

Und die Staatskirchen, die so entstanden, wurden immer enger und starrer, immer mehr Bekenntnis- und Theologenkirchen. So haben sie auch immer stärker aus ihm einen Theologen gemacht, unter dessen Lehre und Buchstaben sie Alle zwingen zu können sich anmaßten. Er, der Mann, dessen Feuergeist keine Fesseln tragen konnte, an dessen Wahrhaftigkeit und Unbedingtheit das Gesetz zerbrochen war, sollte zur Fessel werden und zum Joch. Die Schalen seines frommen Lebens hat man zu einem neuen Gesetz gemacht und seinen Kern als unwesentlich beiseite geschoben. Mit seiner Dogmatik wurden die Kinder in der Schule geplagt, so daß sie als Männer noch diesen unerträglichen Gedanken- und Gewissenszwang samt seinem vermeintlichen Urheber haßten. Oder es blieb bei allem Drill ein unverstandenes Hinnehmen von Formeln ohne Geist und Leben. Darum ist Paulus so wenig gekannt. Und doch verdankt ihm die Gegenwart mindestens so viel wie Luther.

Paulus uns verständlich zu machen, das ist der Theologie wieder gelungen. Wir sehen in ihm nicht mehr den Mann, der uns eine göttlich inspirierte Dogmatik vermittelt hat, sondern den Mann, der um seine eigene Seele rang mit Gott und den Teufeln, der Alles dahin gab, um seine Seele zu retten, dem dann seine Seele zu einem unergründlichen Quell ewiger Wahrheiten wurde, einen der größten Psychologen der alten Welt, nur von Augustin vielleicht übertroffen. Dazu mit der Gabe ausgerüstet, zu sagen, was er litt und was ihn erhob, und getrieben von jenem unüberwindlichen Drang der Dichter und Propheten, seine Seele in Andere zu gießen, ihnen ein Stab und eine Stütze zu sein auf dem mühsamen Weg der Menschheit zu Gott. Je schwerer sein eignes Ringen gewesen, je tiefer die Wunden, die er sich geschlagen, desto feiner war sein Verständnis für die Andern, desto hinreißender der Eindruck seines Glaubens, dem man es anmerkte, wie er von erfochtenen Siegen emporgetragen wurde. Wir haben den Menschen in ihm kennen gelernt, der ein glühendes und gewaltiges Temperament bändigen lernte, nicht indem er es brach unter dem harten Zuchtmeister eines Gesetzes, sondern indem er es wandelte in die Glut eines gottergriffenen Herzens, das sich vergaß und sein kleines Leben, um Gott und den Verlorenen zu leben. Wir sehen den Apostel in der rastlosen Tätigkeit für seine neuen Gemeinden, sich mühend und sorgend, nach des Tages schwerer Arbeit seine Nächte opfernd, um zu mahnen, zu trösten, zu strafen und zu helfen. Das schöne Wort, das neulich von einem großen Toten gesagt ward: „seine durchwachten Nächte haben unsere Tage hell gemacht," auch von dem Manne gilt es, der ein Zeltweber und Gelehrter war und doch mehr als beides: ein Apostel Jesu Christi.

Das ist das Erste, daß wir uns erinnern, daß wir an diesem Manne eine große Schuld abzutragen haben. Der Kampf, der seine Seele durchtobt und zerrissen hat vor jenem Tag vor Damaskus, hat das Christentum vom Zurücksinken ins Judentum gerettet. Daß er sein ganzes Leben fest auf der Seite der Freiheit von jedem Gesetz für ein Leben aus der Fülle des gottgeeinten Gemütes gestanden hat, hat uns das Christentum allein erhalten. Er ist es gewesen, der das Christentum zu den jungen Völkern des Abendlandes getragen hat, wo es der Menschheit erhalten blieb, als der Orient und Nordafrika vor den Stürmen der Araber auf die frühere Religionsstufe wieder zurücksank. Er hat den Indogermanen den über die Geschichte und in der Geschichte mächtigen Gott gebracht und mit eiserner Zähigkeit der eignen und fremden Schwärmerei gegenüber Jesus in den Mittelpunkt gerückt und ohne Wanken den Zusammenhang mit der christlichen und jüdischen Geschichte festgehalten, ohne den das Christentum in dem gewaltigen Strome der gnostischen Religionen rettungslos dahingegangen wäre, Jesus der himmlische Aeon wie Isis und Mithras. Doch ich will nicht wiederholen. Wir haben gelernt, diesem großen Propheten und Missionar endlich gerecht zu werden. Das heißt: unsere Theologie hat es gelernt; daß unser Volk und seine Gebildeten lernen, was wir an diesem „protestantischen" Propheten haben, das ist die Aufgabe Aller, die an der Bildung unsres Volkes mitarbeiten.

Den festen Grund aller wahren Güte legen wir im Menschen, wenn wir ihn erziehen zur Dankbarkeit und zur Ehrfurcht. Unsere Vorfahren, die im Drange der Zeit leider so oft das Heidentum am verkehrten Orte aus der Kirche weggefegt haben, sie haben uns auch eine starke Quelle der Ehrfurcht und der Dankbarkeit geraubt, da sie unsere großen Ahnen, die wahren Heiligen, mit all dem eingedrungenen Volk der Floriane und Sebastiane aus der Kirche vertrieben. Wir sollten doch einmal versuchen, nachdem uns Carlyle den Sinn für eine echte „Heiligenverehrung" wieder geschenkt hat, ob wir nicht den Großen unsrer Religion ihren Platz auch im gottesdienstlichen Leben zurückgeben könnten durch Feiern in evangelischem Sinn. Bis das möglich sein wird, ist die Schule und der Vortragssaal der Ort, wo mit den Andern auch ein Paulus wieder lebendig werden muß.

Paulus und wir. Es ist mehr als eine Dankesschuld, was wir ihm gegenüber fühlen. Wer es gelernt hat, aus diesen oft in stammelnden Sätzen geschriebenen Briefen die Herzenslaute eines großen Menschen, eines gottgeschenkten Führers voll Leidenschaft, Kühnheit und Kraft herauszuhören, der kann diesen Mann nicht mehr vergessen, noch innerlich wieder von ihm loskommen. Wir müssen nicht alle das Selbe erleben wie er, gewiß nicht. Luther und Paulus haben nicht darum so schwer gelitten, damit alle wieder das Selbe leiden oder, wenn sie es nicht tun, sich mit bösem Gewissen als halbe Christen fühlen: im Gegenteil, sie haben uns eine Bahn gebrochen, auf der es uns leichter werden soll zu Gott zu kommen. Heute wird der große Kampf um Gott, jenes eigentliche Thema der Weltgeschichte, nicht mehr gekämpft um die Frage, wie Gott ist, sondern ob Gott ist. Und unsere schwersten Stunden sind nicht mehr die, in denen wir darum ringen, daß wir nicht verloren gehen, sondern die, in denen uns Gott verloren gehen will. Aber wie anders das auch sein mag, Luther und Paulus

sind auch heute noch die Zeugen für die alte Wahrheit: So ihr mich von ganzem Herzen sucht, so will ich mich finden lassen! Und von ihnen ist noch heute zu lernen, wie der Kampf um Gott zu führen ist: mit dem Einsatz der ganzen Seele.

Mit ganzer Seele hat er auch nachher seinem Gott gedient, als er ihn gefunden hatte, nein vielmehr von ihm ergriffen worden war. Paulus hat immer gemeint, es sei etwas Größeres „von Gott gekannt werden" als „Gott kennen". Das aber ist die echte Religion, wie sie im Prophetenherzen glüht, nicht ein milder Abendsonnenschein, der die Dinge dieser Welt lieblich vergoldet, sondern die Flammenglut eines Himmelsglücks, vor dem diese Welt vergeht und in dem eine neue aufstrahlt, die kein Auge gesehn und von der kein Ohr gehört hat. Es ist wie ein Feuer in meinen Gebeinen, es würde mich verbrennen, wenn ich es bergen wollte: so fühlt der Prophet. Unsrer korrekten Zeit, in der die Formen des Lebens höher geschätzt werden als die Inhalte, und zumal unserm evangelischen Christentum, das durch die Abgötterei, die es mit dem bürgerlichen Beruf treibt, in Schlaffheit zu versinken droht, ist ein Paulus ein lebendiges Zeichen des Widerspruches. Und solche Zeichen tun uns wahrlich not. Das Christentum hängt ganz wesentlich daran, daß es immer wieder „Unberufene", wie den Weber aus Tarsus und den Schuster aus Drayton — auch den Professor aus Wittenberg — gibt, und ebenso sehr daran, daß an ihnen auch wir Mittelmäßigen über unsre Korrektheit und Aengstlichkeit, unsern Kleinmut und unsere Sorge hinauswachsen.

Jeder Enthusiasmus hat seine Grenzen, wenn er sich nicht verhärten will zum Fanatismus und wenn er nicht zerflattern will in leerer Phantastik. Seine Grenze ist die ernste sittliche Arbeit des „Begeisterten" an sich und seiner Umgebung. Auch dafür ist Paulus ein wundersames Vorbild. Ohne äußeren Zwang, durch sein ernstes, strafendes oder bittendes Wort, hat er eine große Erziehungsarbeit geleistet, nachdem er sich selbst erziehen gelernt hatte, indem er seinen Leib „mit Fäusten schlug" — und seine Seele. Freilich diesen Paulus braucht man weniger unsern in Ethik versunkenen, begeisterungsarmen Kirchen zu predigen als unsern willensschwachen Agnostikern. Unsern Kirchen tut jener Andere mehr not, der unbedingt wahrhaftige, der „Formelfresser", wie Carlyle sagen würde, der innerlich glühende, der Prophet von Damaskus.

Heinrich Weinel

Weltgeschichte und Weltanschauung

Drittes Stück

Tiefer geht ein anderer moderner Versuch, die Kausalität der Geschichte zu erforschen: die Theorie von der Bedeutung der Rasse. H. St. Chamberlain drückt dies am schärfsten aus, wenn er sagt, erst durch diese Anschauung werde die Chronik der Weltbegebenheiten durchsichtig:

> Was das Auge hier erblickt, ist nicht etwas Zufälliges, sondern das zu Grunde Liegende, gerade das einzige nicht Zufällige, die bleibende Ursache notwendiger, doch bunter, unberechenbarer Ereignisse. Die Rasse als Ursache erzwingt bestimmte Wirkungen.

Freilich müssen wir in Rassenfragen stark umlernen: mit den fünf Rassen Blumenbachs, die wir auf der Schule gelernt haben, — kaukasische, mongolische usw. — reichen wir nicht mehr aus. Die asiatische Urheimat der Indogermanen, die sprachlich so schön bewiesen war, ist gründlich aufgegeben; eine Darstellung wie Muchs*) schönes Buch über ihre Heimat zieht nur aus zahllosen Einzeluntersuchungen das Schlußergebnis. Er erklärt die überraschende Tatsache, daß die prähistorischen Völker Nordeuropas, deren Ueberbleibsel wir in unsern Museen haben, beim Auftreten der Indogermanen scheinbar plötzlich verschwinden, aufs einfachste und schlagendste dadurch, daß Beide identisch sind: von den westbaltischen Ländern, von denen die Germanen ausgegangen sind, sind auch Jahrtausende früher die Indogermanen ausgezogen.

Der Erste, der die Rassentheorie ausgesprochen hat, war Gobineau. Zu einer Zeit, wo noch kein Mensch Ohren hatte ihn zu hören (1853) schrieb er seinen Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen. Erst nach dreißig Jahren (1884) kam eine zweite Auflage — und jetzt war die Zeit für ihn gekommen. Es bildete sich in Deutschland eine begeisterte Gobineau-Gemeinde, die sich 1894 als Gobineau-Gesellschaft konstituiert hat; Ludwig Schemann ist unermüdlich als Uebersetzer Gobineauscher Schriften tätig. Das vierbändige Hauptwerk, übersetzt 1897, beginnt bereits in zweiter Auflage zu erscheinen.*) Gobineau hat es stolz ausgesprochen: „Ich glaube zuerst die wirkliche noch unerkannte Basis der Geschichte aufgedeckt zu haben." Diese Basis ist die Rasse. Seine Theorie ist folgende: Die Rassen sind von Natur ungleich, edler oder unedler veranlagt. Die edelste, ja fast die einzig edle Rasse ist die germanische. Kein Volk gehört heute unvermischt Einer Rasse an, jedes Volk ist aber genau soviel wert, als es germanisches Blut in den Adern hat. Leider nimmt das germanische Blut durch Vermischung und Aufsaugung immer mehr ab, und so geht die Kultur einem langsamen, aber unaufhaltsamen Niedergang und Verfall entgegen. — Diese an sich wohl diskutierbare Theorie ist nun aber in Gobineaus Rassenbuch verquickt mit all den ethnographischen und kulturgeschichtlichen Anschauungen der fünfziger Jahre, die Gobineau allerdings nicht bloß als geistreicher Dilettant, sondern durchaus gründlich beherrscht hat, die aber heute fast sämtlich veraltet sind. Wer, außer ganz rabiaten Teutomanen, möchte wohl heute noch glauben, daß jede Kultur, die indische, chinesische so gut wie die der Inkas, überall durch versprengte Weiße oder gar Germanen geschaffen worden ist? Ergreifend und erschütternd wirkt das Pathos, mit dem Gobineau den Fichteschen Satz aus den Reden an die deutsche Nation predigt: „Wenn ihr versinkt, so versinkt die ganze Menschheit ohne Hoffnung auf eine einstige Wiederherstellung!" Aber die blinde Vergötterung seines Buches als einer inspirierten Rassenbibel ist heutigen Tages ein Anachronismus.

Dagegen verdient die große Persönlichkeit Gobineaus unsre wärmste Teilnahme und das gründlichste Studium. Bei den Franzosen scheint er wenig Verehrer zu haben, wenigstens ist das neue Buch von Seillière über ihn voll der schiefsten Urteile; einen umso sympathischeren Darsteller hat er dafür bei uns in E. Kretzer**) gefunden. Kretzer gehört zu den Biographen, die mit ihrem Helden durch Dick und Dünn gehen und jede Kritik an seinen Aufstellungen fast als einen Frevel ansehen; dadurch macht das Buch zwar einen gemütlich angenehmen, aber in seiner ungerechten Polemik gegen H. St. Chamberlain, den Sprößling „englischer gelbweißer Degeneration", auch höchst einseitigen Eindruck. Immerhin führt es in die Probleme gut ein. Dasselbe hat auf einem anderen Weg Kleinecke***) in seiner kurzen Darstellung von Gobineaus Rassenphilosophie versucht. Er hat die Hauptgedanken des ersten Bandes, der die Prinzipien enthält, knapp zusammengestellt und damit den wichtigsten Inhalt von Gobineaus Hauptwerk wiedergegeben.

Ich möchte diese Gelegenheit nicht vorbei gehen lassen, ohne auf ein anderes Werk Gobineaus****) hinzuweisen: eine Renaissance. Man darf dieses Buch nicht als Versuch eines Dramas nehmen, es hat bloß dramatische, d. h. dialogische Form. Gobineau hat selbst in einem Briefe aus dem Jahre 1873 die beste Bezeichnung dafür gegeben, wenn er

---

*) M. Much, Die Heimat der Indogermanen im Lichte der urgeschichtlichen Forschung. 311 S. Berlin, H. Costenoble 1902. 7 Mk.

*) Graf Gobineau, Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen. Uebersetzt von L. Schemann. Stuttgart, Fromann. I. und II. Band 1897, III. 1900, IV. 1901. Band I und II in zweiter Auflage 1902. Die vier Bände von je etwa 400 S. zusammen 17 Mk.

**) Eugen Kretzer, Joseph Arthur Graf v. Gobineau. Sein Leben und sein Werk. 264 S. Leipzig, H. Seemann Nachf. Geb. 4 Mk. (Männer der Zeit XI.)

***) P. Kleinecke, Gobineaus Rassenphilosophie. 84 S. Berlin, Walther 1902. 2 Mk.

****) Gobineau, Die Renaissance. Deutsch von L. Schemann. Leipzig, Reclam 416 S. Geb. 1,50 Mk.

sagt, es sei eine Reihe von Frescogemälden. In fünf Teilen, — überschrieben Savonarola, Cesare Borgia, Julius II, Leo X, Michelangelo, zieht ein grandioses Gemälde jener wildbewegten Zeit vor unserm Auge vorüber, die man heute als den Anbruch des großen psychischen Umschwungs ansieht, den wir als Streben nach Individualität bezeichnen. Aber Gobineau schildert sie nicht rein objektiv und mit künstlerischer Freude an dem Schönheitskult einer Zeit, in der selbst der kleine Bandit, der Bravo der Gasse, noch einen verliebten Blick auf sein kunstreich ausgeführtes Mordinstrument warf, ehe er es seinem Opfer in die Brust stieß. Schon dadurch, daß er die fast einzige sittlich reine Figur der ganzen Zeit, Michelangelo, in den Mittelpunkt des Ganzen stellt — er und Macchiavelli sind die beiden Einzigen, die in allen Teilen auftreten — tritt Gobineau so auf, wie Wagner einmal Shakespeare bezeichnet hat, als Richter der Renaissance: sein ganzes Gemälde baut sich auf dem Gegensatz zwischen höchster künstlerischer Kultur und tiefster sittlicher Verworfenheit auf, der so viele Männer jener Zeit kennzeichnet. Leider ist für das spezifisch religiöse und christliche Moment, das in Michelangelos Sonetten so wunderbar zum Ausdruck kommt, Gobineau nicht angelegt gewesen. Die Uebersetzung Schemanns ist gut, doch nicht ohne Härten. — Gobineau hat Vieles geschrieben: eine epische Dichtung Amadis, ein großes Werk über die Religionen und Philosophien in Zentralasien, zu dem er als Gesandter in Persien Studien gemacht hat, reizende asiatische Erzählungen (bei Reclam erschienen) und vieles Andere, außerdem hat er eine Reihe von Reliefs, Statuen und Büsten hinterlassen.

Eine der Gobineauschen gerade entgegengesetzte Beurteilung der Rassenvermischung gibt Driesmans. Er hat schon in seinen früheren bei Diederichs erschienenen Büchern über „die Kulturgeschichte der Rasseninstinkte" (1. Das Keltentum in der europäischen Blutmischung, 2. Die Wahlverwandtschaften der deutschen Blutmischung) von mehr künstlerischen Gesichtspunkten aus darauf hingewiesen, daß die Blutmischung zweier Rassen (z. B. der Germanen und der Kelten) Eigenschaften entbindet, die ohne diese Mischung latent geblieben wären. In seiner neuesten Schrift Rasse und Milieu*), die als vierter Band der „Kulturprobleme der Gegenwart" erschienen ist, will er darstellen, wie die vier von ihm angenommenen Grundrassen, aus denen sich die europäischen Kulturvölker zusammensetzen (Germanen, Kelten, Romanen und Slaven) durch eine aus ihrem jeweiligen Milieu herauswachsende rassebildende Kraft geschaffen worden sind, also seine Art Vor- und Urgeschichte der modernen Rasseninstinkte geben. Das Urmilieu der weißen Rasse war die zweite Eiszeit Europas: durch diese wurde sie definitiv von den Mongolen geschieden, die etwas Derartiges nicht durchgemacht haben. Die einzelnen Abteilungen der weißen Rasse wurden dann wahrscheinlich durch die folgenden Eisperioden weiter ausgebildet: wer am längsten diese Schule mitmachte, ist am tüchtigsten geraten, das sind die Germanen. Von diesem Ausgangspunkt aus durchmustert dann Driesmans die verschiedenen Milieus von den weitesten bis zu den intimsten, in denen die Rassen allmählich ihre Eigenart entwickelt haben.

Eine hochinteressante Anwendung der Rassentheorie auf die sozialen Verhältnisse gibt Otto Ammon. Er hat in früheren Werken seine mit hingebendstem Fleiß unternommenen anthropologischen Untersuchungen und Messungen veröffentlicht und verarbeitet (1. Zur Anthropologie der Badener 1890, 2. Die natürliche Auslese beim Menschen 1893). Von seinem 1895 erschienenen neuesten Werke „Die Gesellschaftsordnung und ihre natürlichen Grundlagen"**) ist 1900 schon die dritte umgearbeitete Auflage erschienen, die durch einen geradezu fabelhaft billigen Preis (2 Mk. für 300 Seiten in guter Ausstattung trefflich geheftet) hoffentlich die beabsichtigte weite Verbreitung in unserem Bürgerstande erreicht. Er geht von den Ergebnissen seiner Untersuchungen aus, die ihn gelehrt haben, daß bei uns Abkömmlinge zweier verschiedener Rassen durcheinander wohnen, von denen die germanische oder langköpfige tatsächlich in den höheren gebildeten Ständen stark überwiegt, während im erwerbenden Stand vorwiegend die vorgermanische, rundköpfige Rasse vertreten ist. Dies ist zustande gekommen durch einen natürlichen Ausleseprozeß, der sich als Bevölkerungsstrom vom Land in die Stadt darstellt, wobei die germanischen Elemente nicht bloß als die strebsameren, sondern auch als die tüchtigeren sich ausweisen. Von da aus geht er nun in außerordentlich rationeller und doch ganz und gar nicht rationalistischer, von der Naturbasis abgelöster Denkweise weiter, indem er eine im wahrsten Sinne des Wortes natürliche Gliederung des Volkes in Stände als das richtige Ideal unserer heutigen demokratischen Gleichmacherei gegenüberstellt, und bezeichnet deshalb sein Buch mit Recht als Entwurf einer Sozialanthropologie zum Gebrauch für alle Gebildeten, die sich mit sozialen Fragen befassen. Zumal für Theologen, die leicht einem übergeistigen sentimentalen Gleichheitsbegriff verfallen, ist eine solche Lektüre ein wahres Stahlbad gesunder Natürlichkeit.

Die rationellste Rassentheorie hat Houston Stewart Chamberlain in seinem berühmten Buch „Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts" gebildet und sie in der ausführlichen Vorrede zur vierten Auflage noch näher begründet. Nach ihm ist an der Theorie Gobineaus vor allem falsch, daß eine Rasse edel vom Himmel falle: eine Rasse ist nicht edel, sondern sie wird es. Rassen entstehen heute noch: wir dürfen nur Hunde- und Pferdezüchter fragen, wie es dabei zugeht. Fünf Grundbedingungen gehören dazu: 1. gutes Material — denn wo Nichts ist, kommt Nichts hin, 2. fortgesetzte Inzucht dieses guten Materials untereinander in einem größeren Kreis, 3. Zuchtwahl, d. h. Auswahl der besten Exemplare, 4. Blutauffrischung, um die Gefahren zu langer und zu enger Inzucht zu vermeiden, 5. sorgfältige Beschränkung dieser Auffrischung erstens nach der Qualität: nicht wildfremdes, sondern rasseverwandtes Blut — Vettern weiteren Grades — soll verwendet werden, und zweitens nach der Zeit: sowie die Blutauffrischung geschehen ist, muß wieder die — immer in einem größeren Kreis zu verstehende — Inzucht eintreten. Vermischung, vollends fortgesetzte, mit rassefremdem Blut ergibt Bastardierung, d. h. Verderb der Rasse. Das typische Beispiel einer durch Geschichte und Schicksal genau nach dieser Vorschrift gezüchteten Rasse sind die Engländer: ich bin fest überzeugt, daß die für uns Deutsche so auffallende Uebereinstimmung der Engländer in Sitten und Gewohnheiten, in der Denkweise und vor allem in ihrem Nationalgefühl sich wesentlich aus dieser starken und reinen Rassezüchtung erklärt. Wir Deutschen sind dagegen im Südwesten ein Gemisch aus Germanen und Kelten, im Nordosten eins aus Germanen und Slawen: hieraus erklärt sich die vielseitige Anlage und das wenig entwickelte Einheitsgefühl der Deutschen. Hier tritt aber eine zweite gute Eigenschaft von Chamberlains Rassebegriff hervor: es handelt sich nicht um die bloß imaginäre reine Rasse, sondern was er Germane nennt, heißt nur nach seinem Hauptbestandteil so und sollte eigentlich Kelto-Slawo-Germane heißen. Das römische Reich ging zu Grunde an der hoffnungslosen Bastardierung aller seiner Bewohner, am Völkerchaos: die neue Zeit beginnt um 1200, als die Germanen überall anfangen, sich auf ihre Eigenart zu besinnen. — Leider kann ich hier nicht ausführen, wie auf dieser Rassengrundlage sich Chamberlains Religionsanschauung erhebt: der Ultramontanismus die Religion des Völkerchaos und darum der Todfeind des Germanentums, wir Germanen aber überhaupt bedrückt und in unserer Kulturentwicklung gehemmt durch die Tatsache, daß wir das Christentum trotz der nichtjüdischen Rassenzugehörigkeit Jesu nur in einer durch Juden und Völkerchaos verdorbenen Gestalt erhielten und diese Gestalt — die nicht notwendig zu seinem Wesen gehört — gleichsam als einen fremden Stoff in unserem Geiste bis heute noch nicht überwunden haben.

Man kann sich zu diesen Theorien sehr verschieden stellen und hat es auch getan. Wir Theologen aber haben bis jetzt eigentlich noch gar keine Stellung dazu genommen, sondern ope-

*) H. Driesmans, Rasse und Milieu. VI. und 235 S. Berlin, Räde. 2,50 Mk.

**) O. Ammon, Die Gesellschaftsordnung und ihre natürlichen Grundlagen. 303 S. Jena, Fischer. 2 Mk.

rieren einstweilen ruhig mit der Gleichheit aller Menschen vor Gott weiter, als ob dies auch eine Gleichheit untereinander einschlösse. Jedenfalls spricht sich in dieser Betonung der Rasse eine neue wichtige Erkenntnis unserer Zeit aus, der sich heute sogar die Juden — die bisher begreiflicherweise am stärksten gegen alle Rassentheorien gekämpft haben — nicht mehr verschließen, indem sie mehr und mehr das unter ihnen längst vorhandene, nie erloschene, sondern immer lebendig gewesene Bewußtsein der eigenen Rasse auch öffentlich aussprechen. Damit tritt aber eine der wichtigsten Fragen unserer Zeit in ein ganz neues Stadium, indem sie von der Verquickung mit der Religion frei wird — was bei allen Fragen die Klarheit fördert.

Was gegen Chamberlain etwa einzuwenden wäre, ist seltsamer Weise etwa dasselbe, was ich früher gegen die Ideenlehre gesagt habe. So viel mit dieser Rassentheorie erklärt wird, und so richtig die Zurückführung zahlloser Erscheinungen auf diesen Grundfaktor ist, so droht doch die Gefahr, daß die Erklärung zu kurz genommen und zahllose Mittelglieder zu Gunsten des letzten Grundes übersprungen werden: so etwa wie wenn man in der Naturwissenschaft immer gleich auf den lieben Gott zurückgehen wollte, statt die nächsten und allmählich immer weitere Ursachen zu erforschen, — wobei zwar die Apologetik allmählich, die Religionswissenschaft aber noch lange nicht zu der Ueberzeugung gekommen ist, daß die Berufung auf Gott gar Nichts „erklärt“, sondern nur das — vielleicht berechtigte und notwendige — Eingeständnis ist: hier hört die Erklärung vorläufig auf. Vielmehr muß den verwickelten Problemen der geschichtlichen Entwicklung gegenüber gefragt werden, wie einmal Sigwart in seiner Logik fragt: Wie müssen die Individuen beschaffen sein und nach welchen Gesetzen muß ihre Entwicklung und ihre Wechselwirkung vor sich gehen, damit die bestimmten Formen und der bestimmte Inhalt des gemeinsamen Lebens erklärbar werde? Und derselbe Sigwart hat schon gesagt, daß der Kern der Geschichte in den psychischen Vorgängen des Menschen liegt. Gäbe es nun eine Psychologie als Gesetzeswissenschaft, so wäre Geschichtswissenschaft in demselben Sinn angewandte Psychologie, wie Astronomie angewandte Mathematik ist. Dadurch bestimmt sich nun auch die Aufgabe der Kulturgeschichte ganz neu: sie hat zu bestimmen, wie der Wechsel des Gemütslebens in ganzen Generationen zustande kommt und sich äußert.

Diese Aufgabe ist nun wenigstens für Ein Gebiet ausgezeichnet gelöst worden durch Jakob Burckhardt in seiner Griechischen Kulturgeschichte.*) Man hat an diesem Werke zunächst Burckhardts Stil vermißt: es ist leider nicht von ihm selbst fertiggemacht, sondern nach seinem Tode aus seinen Vorlesungen veröffentlicht worden. Man hat ferner an dem Buch ausgesetzt, daß es schon bei seinem Entstehen veraltet sei, da es z. B. auf dem wichtigen Gebiet der Religion von Rohdes „Psyche“ und der ganzen neueren Litteratur gar keine Notiz nehme. Das ist gewiß Alles richtig. Aber Burckhardt will etwas ganz Anderes als was man gewöhnlich in dem Buche sucht, er will eine Entwicklungsgeschichte des hellenischen Menschen geben. Diese erhalten wir nun im letzten Band: hier wird der heroische, der koloniale und agonale Mensch, der Mensch des fünften und der des vierten Jahrhunderts und schließlich der hellenistische Mensch uns in einer lückenlosen Entwicklung vorgeführt. Von diesem Gesichtspunkt aus muß man das ganze Buch lesen und man wird ungeahnte Schätze darin entdecken. Schon allein das erste Kapitel: „Die Griechen und ihr Mythus“, konnte bloß Burckhardt so schreiben: dieser Abschnitt erklärt uns eine Reihe von bisher vollständig unerklärbaren Zügen der griechischen Entwicklung. Die Schilderung der Polis mit ihrer athemschnürenden Tyrannei, der Nachweis des griechischen Pessimismus — in dem der Uneingeweihte mit Erstaunen Gedanken des „unwissenschaftlichen“ Nietzsche findet — die Erklärung, wie die griechische Kunst naiv bleiben konnte, während sonst Alles bei den Griechen „zerschwatzt“ wurde (das Christentum eingeschlossen, das Burckhardt nicht mehr behandelt): das sind nur einige Goldklumpen aus diesem noch lange nicht abgebauten Bergwerk.

Doch wir kehren zu der psychologischen Frage zurück. Schon Humboldt hat gesagt, das Prinzip der geschichtlichen Entwicklung sei das Wachstum der Freiheit. Er hatte freilich dieses Prinzip noch nicht in seiner ganzen und allgemein psychologischen Tiefe erfaßt, sondern es hauptsächlich von der staatlichen Seite aus angesehen.

Von diesem Gesichtspunkt aus schildert auch C. Kindermann in seinem Buche „Zwang und Freiheit, ein Generalfaktor im Völkerleben“*) die „Gesamttendenz“ gewisser Zeitalter, je nachdem sie mehr auf Zwang und Autorität oder mehr auf Freiheit geht. Das Mittelalter ist die Zeit des Zwangs, Englands Entwicklung ist die Verkörperung der freiheitlichen oder individuellen Tendenz, und im Gegensatz zu beiden Extremen sieht er in Deutschland das glückliche Gebiet einer beide Faktoren kombinierenden Tendenz. Die Schilderungen bleiben, wie das bei solchen großen Konstruktionen natürlich ist, etwas im Allgemeinen hängen. — Im Gegensatz hiezu faßt nun Lamprecht in seiner Konstruktion, die, wenn sie sich bestätigt, die ganze bisherige Geschichtsschreibung auf eine neue methodische Basis zu stellen bestimmt ist, den Begriff der Freiheit rein innerlich, psychologisch, und erblickt den eigentlichen Vorgang des Kulturlebens darin, daß Erscheinungen, die sich in der menschlichen Seele zunächst unbewußt abspielen, durch immer intensivere seelische Wahrheit langsam in den Bereich klarer Vorstellungen gehoben werden. Der Kulturprozeß ist somit im tiefsten Grund ein Prozeß der Selbsterkenntnis. Es war ihm bei eingehender Lektüre sämtlicher Quellen des zehnten Jahrhunderts aufgefallen, daß die seelische Gesamthaltung der Menschen, die in diesen Quellen zu Wort kommen, eine ganz andere sei als die unserer Tage. Bei näherer Untersuchung ergaben sich ihm eine Reihe von Zeitaltern, jedes mit einer anderen Gesamtstimmung, die er mit einem aus der älteren Musik entlehnten Ausdruck Diapason nennt, und es erschien ihm möglich, alle Empfindungen und Handlungen eines bestimmten Zeitalters als durchgängig durch diesen Diapason bestimmt nachzuweisen. Und dazu kam ein Doppeltes: einmal haben sich, wie er jetzt sagt, diese für den Verlauf der deutschen Geschichte aufgedeckten Zeitalter bestimmten Seelenlebens typisch für jede in sich geschlossene Kulturentwicklung erweisen: sie sind sogar schlechthin allgemeingiltig und finden sich in der Entwicklung aller Völker des Erdballs ohne Ausnahme wieder. Und zweitens, die Abfolge dieser Zeitalter ist keine willkürliche: das Prinzip ihrer Ordnung ist vielmehr, daß sich die seelische Gesamtentwicklung von anfänglich stärkster Gleichheit aller Individuen (seelische Gebundenheit) vermöge einer immer gesteigerten seelischen Tätigkeit zu immer größerer Differenzierung dieser Individuen (seelische Freiheit) vollzieht. Durch regelmäßig dabei auftretende Erscheinungen wird es möglich, die Kulturzeitalter begrifflich voneinander abzugrenzen und in sich zu definieren. Dieser Grundgedanke seiner deutschen Geschichte ist anfangs nur von Wenigen aus dem ersten einleitenden Kapitel „Geschichte des deutschen Nationalbewußtseins“ herausgefunden worden. Jetzt hat er ihn schon in den Untertitel aufgenommen und nennt die erste Abteilung seines Werkes „Urzeit und Mittelalter“ in der dritten Auflage: Die Zeitalter des symbolischen, typischen und konventionellen Seelenlebens. Ihnen folgen dann noch bis zur Neuzeit die Zeiten individuellen und subjektiven Seelenlebens. Damit, so sagt Lamprecht, sind die Momente gegeben, die zum ersten Mal berechtigen, auf geschichtlichem Gebiet mit voller Sicherheit von einem tatsächlich nachzuweisenden und nachgewiesenen empirischen Gesetze zu reden. Die Weltgeschichte als solche erhält dann ihren singulären Charakter dadurch, daß die einzelnen an sich typisch verlaufenden Entwicklungen sich gegenseitig in den verschiedensten Diosmosen, Rezeptionen und Renaissancen der Kulturen berühren und befruchten.

*) J. Burckhardt, Griechische Kulturgeschichte. Herausgegeben v. J. Oeri. Stuttgart, Spemann. 4 Bände. 370, 443, 468, 660 Seiten. 32 Mk.

*) C. Kindermann, Zwang und Freiheit, ein Generalfaktor im Völkerleben. XV und 351 S. Jena, Fischer 1901. 7,50 Mk.

In diesem Sinn schildert nun Lamprecht in dem bisher allein in dritter Auflage erschienenen ersten Band*) die Urzeit, die Völkerwanderung, das Merowingerreich und die christliche Mission. Unbegreiflich ist mir — wenn ich so unbescheiden sein darf, dies zu sagen — dabei nur das Eine, daß Lamprecht im zweiten Buch die alte Theorie von der ursprünglichen Geschlechtsgemeinschaft, der Gruppenehe und des Mutterrechts für die Germanen beibehalten hat. Ich kann ihm aufs Geratewohl eine ganze Anzahl Bücher nennen,**) die diese Entwicklungsphase als entweder lokal bedingt, oder als Degenerationserscheinung oder auch einfach als Fabel erweisen und zeigen, daß nicht bloß die niedersten bekannten Stämme, sondern sogar schon die höheren Tiere die im Wesentlichen monogamische Ehe haben.

Um das Zeitalter des individualistischen Seelenlebens im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert zu schildern, ergab sich für Lamprecht die methodische Notwendigkeit, das nächste subjektivistische Zeitalter erst genau zu erkennen, das bei uns mit der Periode der Empfindsamkeit einsetzt, und auch dies schien ihm wieder erst möglich bei genauer Kenntnis der psychischen Strömungen der neuesten Zeit. Darum hat er nach dem Erscheinen der ersten sechs Bände die Sache am umgekehrten Ende angefangen und uns nun in den beiden letzten Jahren zwei Ergänzungsbände gegeben,***) von denen der erste Tonkunst, Bildende Kunst, Dichtung und Weltanschauung der letzten dreißig Jahre, die erste Hälfte des zweiten das Wirtschaftsleben schildert. Hier hat er nun für die neuste Zeit einen grundlegenden Begriff gefunden, der ihr Seelenleben und damit alle ihre Erscheinungen aufs zutreffendste erklärt: der Name dieser Empfindungsweise ist dem (bekanntlich von Lessing 1768 als Uebersetzung von sentimental gebildeten) Ausdruck empfindsam nachgebildet und heißt Reizsamkeit. Mit diesem Schlüssel schließt er uns nun die Geheimnisse unsres eigenen Zeitalters auf — wobei ich dem reichen Inhalt des Bandes gegenüber nur wieder bemerken möchte, wie unbegreiflich es mir ist, daß er den klassischen Vertreter gerade dessen, was er auf dem Gebiet der Weltanschauung als Reizsamkeit schildert, gänzlich übergangen hat: Eduard von Hartmann. — Die erste Hälfte des zweiten Ergänzungsbandes behandelt das Wirtschafts- und soziale Leben dieser Zeit. Lamprecht sagt selbst, es sei ihm früher nicht gelungen, die Entwicklung der Wirtschaft auf ihren rein seelischen Ausdruck zu bringen. Jetzt hat er gefunden, wie es gemacht werden muß: nicht die Entfaltung der Wirtschaftseinrichtungen, sondern die Entwicklung des Wirtschaftssinnes bildet den eigentlich zentralen Gegenstand der Wirtschaftsgeschichte. Den Hauptvertreter der neusten Wirtschaftsperiode sieht er in dem „Unternehmer“, den er klassisch charakterisiert. Es ist nicht möglich, den Inhalt dieser beiden Bände auch nur annähernd hier wiederzugeben.

Zum Schlusse möchte ich nur noch ein Buch namhaft machen, auf das Lamprecht vielfach verweist und das, wenn auch nicht ausgesprochen, so doch tatsächlich einen ähnlichen Grundgedanken vertritt, den dritten Band von Gustav Steffens Werk über England: England als Weltmacht und Kulturstaat.****) Waren schon die beiden ersten Bände dieses groß angelegten Werkes vortrefflich, so ist dieser dritte Band der beste: er beschäftigt sich ganz besonders mit dem

*) K. Lamprecht, Deutsche Geschichte. Der ganzen Reihe erster Band. 3. Aufl. 368 S. Berlin, Gaertner (jetzt Freiburg, Heyfelder) 1902. 6 Mk.

**) Z. B. E. Grosse, Die Formen der Familie und die Formen der Wirtschaft. Freiburg, Mohr, 1896 (S. 41—64). — R. Mücke, Horde und Familie in ihrer urgeschichtlichen Entwicklung. Stuttgart, Enke 1895. S. 1. 63—66. 167—189. — Vor allem die Zusammenfassung in Westermarcks Geschichte der menschlichen Ehe. Deutsch von Katscher und Grazer. Jena, Constenoble 1903, S. 46—130. Sogar Bölsche kommt im dritten Band seines Liebeslebens in der Natur von ganz andrer Seite her zu demselben Resultat, z. B. S. 268—274.

***) K. Lamprecht, Deutsche Geschichte. Erster Ergänzungsband. 471 S. 1902. Zweiter Ergänzungsband, erste Hälfte. 520 S. 1903. Freiburg, Heyfelder. Je 6 Mk.

****) G. Steffen, England als Weltmacht und Kulturstaat. Deutsch v. O. Reyher. Stuttgart, Hobbing u. Büchle. Band 1 (Die Weltmacht) IV und 187 S., Band 2 (Der Kulturstaat) IV und 218 S. 2. Auflage 1902. Zusammen 6 Mk.

Verhältnis zwischen dem materiellen Fortschritt und der Kultur oder, wie Steffens sagt, mit dem Verhältnis zwischen der wachsenden Fähigkeit eines Volkes, die materiellen Bedingungen für ein gesunderes, reicheres, höheres individuelles Leben zu erfüllen, und seiner Fähigkeit, sich diese Bedingungen zu Nutze zu machen und ein solches Leben zu verwirklichen. Zugleich verfolgt er den Nebenzweck, zu zeigen, daß die neuere Form der Demokratie zwar die einzig denkbare fortschrittliche Gesellschaftsform, aber zugleich auch die unklarste und unbekannteste aller Gesellschaftsformen sei.

Für beide Zwecke ist England das gegebene Demonstrationsobjekt, und seine Ausführungen über die englische äußere und innere Politik, vor allem aber über die heutige Kultur Englands, über englische Hausgötter und Volksaufklärung, Philosophie und Kunstgewerbe, sind vorzüglich geeignet, uns im Verständnis dieses trotz aller gegenwärtigen Verstimmungen uns doch am nächsten stehenden Volkes weiterzubringen.

Demselben Zweck dient auch das frisch und keck, wie sein Titel, geschriebene Buch von Alexander Tille, Aus Englands Flegeljahren.*) Flegeljahre bilden im Leben eines Menschen die Zeit, in der er zuerst seine Kraft fühlt und gebraucht, ohne daß er bisher einen gehörigen Dämpfer von Welt und Nebenmenschen bekommen hat. Diese Periode war für England die Zeit von 1890 an. Bis dahin hatte es sich unbekümmert ausleben dürfen: jetzt beginnen alle möglichen Widerstände sich zu regen, jetzt kommt die Zeit, wo Selbsterkenntnis und Selbstzucht notwendig werden. Diesen Gedanken führt das Buch in einer Reihe von scharf gezeichneten Bildern der Politik, des Nationalbewußtseins, des Heeres, der Schule und des Handels durch, die von sorgfältigem Studium während der zehn Jahre zeugen, die der Verfasser als deutscher Lektor in Glasgow verbracht hat.

Wir haben die Entwicklung der weltgeschichtlichen Gesichtspunkte bis in die modernsten Verzweigungen verfolgt: ich will schließen mit einem Blick in die graue Vergangenheit. Wo ist die Idee der Weltgeschichte, ja die der Welt entstanden? Den Theologen sage ich nichts Neues, aber mancher Nichttheologe wird doch überrascht sein, wenn ich antworte: bei den israelitischen Propheten. Diese Männer von Amos ab, also seit etwa 750 v. Chr., haben nicht bloß an der assyrischen Entwicklung den Begriff des Weltreiches gebildet, sondern sie nahmen, wie Wellhausen klassisch sagt, den Begriff der Welt, der die Religionen der andern antiken Völker zerstörte und vor dem diese ihren geistigen Schwerpunkt verloren, in die Religion und in das Wesen Gottes auf. — Ein neues Buch von Procksch**) über ihre Geschichtsbetrachtung führt treffend im Einzelnen aus, wie diese Männer die Geschichte als Weltgeschichte erfaßten, die nationale Geschichtsbetrachtung zur universalen erhoben und sie so zugleich vom Boden des natürlichen Geschehens weg auf den des sittlichen Erlebens stellten, auf dem nicht mehr Wohl und Wehe, sondern Gut und Böse die Maßstäbe bildeten. Damit haben sie das Problem gestellt, das heute mehr als je die Denkenden beschäftigt: wie Kultur und Religion sich zu einander verhalten. Und nur als einen Ausschnitt aus diesem großen Problem wollte ich in diesen Zeilen das Thema Weltgeschichte und Weltanschauung behandeln.

Max Christlieb

Maßgebliches und Unmaßgebliches zum Jahresschluß

Die armenische Kirche ist von einem neuen Schlage getroffen worden. Nachdem der russische Staat ihr bisher selbstverwaltetes Vermögen in schützende Obhut genommen, hat er auch die bisher freie Anstellung ihrer Geistlichen und Lehrer aufgehoben und sein Bestätigungsrecht dafür aufgerichtet. Es bedurfte dazu nur eines Feder-

*) A. Tille, Aus Englands Flegeljahren. XI, und 488 S. Dresden, Reißner 1901. 5, geb. 6 Mk.

**) O. Procksch, Geschichtsbetrachtung und geschichtliche Ueberlieferung bei den vorexilischen Propheten. 176 S. Leipzig, Hinrichs 1902. 5,50 Mk.

strichs.*) Man kann sagen, daß die Lage der armenischen Kirche in der Türkei nunmehr eine erträgliche ist verglichen mit ihrer Lage in Rußland. Denn wenn dort nicht gerade das Zeichen auf Mord steht, können die Armenier ruhig ihres Glaubens und ihrer Art leben. In der Tat wird die Uebersiedlung des in Etschmiadsin seßhaften Katholikos, d. i. des Oberhaupts der armenischen Gesamtkirche, auf türkisches Gebiet bereits von manchen Armeniern gefordert oder erwartet. Aber wie schwer ist jegliches eigenmächtige Rühren an dem noch Bestehenden unter diesen Verhältnissen! Wie schwer überhaupt alles Handeln für die Betroffenen!

Wenn Bebel jüngst im deutschen Reichstage dem Deutschen Reich Vorwürfe machte wegen seiner freundschaftlichen Beziehungen zu dem Barbarenstaat Rußland, und wenn Bülow es sich und dem Reichstag versagte, an den inneren Zuständen des befreundeten Nachbarstaates Kritik zu üben, so hatten Bebel und Bülow beide Recht. Der Reichskanzler muß aus guten Gründen jede Kränkung des Zarenreichs abwehren. Und doch bleibt es eine Schmach für uns, daß wir allem Unrecht, das Wand an Wand mit uns geschieht, so freundlich zulächeln müssen. Man nehme noch Kischinew hinzu, Finland und die ganze Willkürwirtschaft sonst. Wenn doch wenigstens das ethische Defizit, die unsägliche sittliche Ohnmacht empfunden würde, die unsere hochgepriesene Kultur gegenüber solchen Tatsachen offenbart. Aber fast unsere ganze politische Tagespresse vertuscht mit Stillschweigen vor dem lieben Publikum das Unerträgliche unserer rein menschlichen Lage. Die Vergewaltigung der Armenier — welche Zeitungen in Deutschland berichteten auch nur ordentlich darüber? Soviel ich sehe, nur die Frankfurter Zeitung und die Nation (Nr. 11 vom 12. d. M.). Daß auch spezifisch deutsche Interessen dabei im Spiele sind, scheinen unsere wackeren „Alldeutschen" vorläufig nicht zu ahnen.

*

Dürfen wir der Buren vergessen? Zu Weihnachten geht diese Frage durchs Land und will Antwort. Sie kann nicht überall willkommen sein im deutschen Volke, denn sie hat zu viel Beschämendes für uns. Gerade weil die einstige Burenbegeisterung nicht bloß — und bei Vielen, z. B. in dem Kreise, den wir vertreten, gar nicht — Engländerhaß war, sondern Sympathie mit Treue und Tapferkeit, Antipathie wider die Greuel eines entsetzlichen Krieges: darum ist es belastend für uns, daß unser Empfinden und unsere Opferwilligkeit mit dem Ende der langen Kriegsspannung so rasch in sich zusammensank. Und wie erschütternde Nachrichten dringen doch immer wieder an unser Ohr! Es scheint Tatsache, daß das neue britische Regiment den Aufgaben, die das verwüstete Land seiner Fürsorge stellt, nicht gewachsen ist. Man lese, was die unermüdliche Miß Hobhouse neuerdings zu berichten weiß. (Ihr Brief an den Manchester Guardian ist in Nr. 11 des Blattes „Südafrika" ausführlich wiedergegeben.) Kein Zweifel, was noch übrig ist vom Burenvolk, leidet bittere Hungersnot. Ganze Familien schweben in Todesgefahr. Vielleicht fehlt es denen, die in erster Linie zu helfen berufen sind, weniger am guten Willen als am Geschick, an der Technik. Das Volk selbst hungert und schweigt. Treue Freunde in Wiesbaden getrauen sich, Geld und Kleider gut an Ort und Stelle und dort zur rechten Wirkung zu bringen. Man sende Geld an den Vorschußverein zu Wiesbaden, Friedrichstraße 20, oder an den Verlag dieses Blattes, an beide mit dem Vermerk „Für den Burenhilfsbund". Kleider, wohl erhalten, sind an den Schriftführer des Bundes, Grafen A. von Bothmer in Wiesbaden zu adressieren. Quittung erfolgt in der Monatsschrift Südafrika (der Fortsetzung des Burenfreundes), Verlag Charlottenburg, Leibnitzstraße 91.

*

Durch den Dresdner Parteitag hat die Sozialdemokratie an Ansehen und Anziehungskraft ohne Zweifel eingebüßt. Weniger bei den Volksschichten, die sie ausdrücklich vertritt, als in den Kreisen der Bildung und der Kunst. Denn tatsächlich gewöhnten sich bereits von dem jüngeren Geschlecht der Akademiker und der Künstler intelligente Köpfe mit freiheitlicher Gesinnung, bei der sozialdemokratischen Macht Anlehnung und in der Partei Fortkommen zu suchen. Nun sind auf dem Dresdner Parteitage und nicht minder in den Verhandlungen der Genossen, die ihm folgten, Bildung, gute Sitte und die Ansprüche der freien Persönlichkeit so kräftig mit Füßen getreten worden, daß wohl Mancher, der schon halb auf dem Wege zur Sozialdemokratie war, einen heilsamen Schrecken bekommen hat und heute froh ist den Schritt nicht schon früher getan zu haben, für den es nicht leicht ein Zurück gibt.

Der sozialdemokratischen Partei als einer Arbeiterpartei wird im Grunde dieser Effekt recht sein. Denn das Mißtrauen gegen das Hereinströmen akademisch oder sonstwie gebildeter Elemente mußte die Masse der Genossen mit wachsender Unruhe ergreifen. Wenn das Einzelne, die es vielleicht gerade nicht verdienten, zu Unrecht traf, so war es doch, aufs Ganze gesehen, eine notwendige und gesunde Reaktion. Darum scheinen uns die zu irren, die die Entwicklung der Sozialdemokratie in und seit Dresden als eine Schwächung der Partei anzusehen geneigt sind.

Wenn insbesondre in christlichen und theologischen Kreisen auf die Inferiorität jener Rede- und Zeitungskämpfe hingewiesen wird, so sollte man gerade von dieser Seite vorsichtig mit seinem Urteil sein. Denn die Geschichte der Konzilien des vierten und fünften Jahrhunderts und eine entsprechende Praxis der Theologen und Kirchenleute durch viele Jahrhunderte lehrt, daß eine tüchtige Sache viel Schelten und Streiten verträgt. Was haben wir noch auf dem jüngsten Gemeinschaftstage in Blankenburg erlebt! Kurz, es wird unserseits nicht angehn, die Sozialdemokratie nach dem Dresdener Parteitage weniger ernst zu nehmen als zuvor.

So haben wir auch von den Artikeln, die wir nach den Juni-Wahlen geschrieben haben (Nr. 30 ff.), zum Jahresschlusse Nichts zurückzunehmen. Weder lockt uns das politische Programm der Sozialdemokratie, noch kümmert uns ihre Bündnisfähigkeit für weitere Zwecke: wir nehmen die Tatsache als gegeben hin, daß ein großer und wahrlich nicht verächtlicher Teil unsers Volkes zur Verfolgung seines wirtschaftlichen und politischen Interesses die Bahn dieser Parteibildung eingeschlagen hat; wir halten es für unsre Pflicht, das nicht von vornherein zu bekämpfen, sondern vorerst zu verstehen, und — gleichviel ob und wie es von Staats- und Gesellschaftswegen sonst bekämpft werden muß — von Kirchen- und Religionswegen diesem Volksteil unparteiisch und ohne Falsch weiter zu dienen.

Es gibt ja noch immer Christen und Kirchenleute, die da meinen, es müsse der Pastor, es müsse die Kirche in den Machtkämpfen zwischen Arbeitern und Arbeitgebern selbstverständlich auf Seite der Letzteren treten. Wie unverantwortlich würde das z. B. heute in Crimmitschau sein! Gewiß ist die Lage dort für die berufenen Vertreter der christlichen Gemeinde die denkbar schwierigste. Aber darum besser die äußerste Neutralität in solchem Fall als Kampf im Namen des Christentums wider eine Volksklasse, die mit gutem Gewissen um ihr Vorwärtskommen ringt.

*

Katholische Zeitungen werden nicht müde zu behaupten, daß die antikatholische Stimmung unter den protestantischen Deutschen nichts weiter sei als Pastorenmache. Man kann ihnen diese Deutung gewisser Tatsachen kaum verdenken, auch ist die geflissentliche Wiederholung der Ansicht taktisch klug. Aber sie trifft die Wirklichkeit nicht. Die antikatholische Stimmung lebt in der protestantischen Bevölkerung, je nach den Gegenden stärker oder schwächer, sie schlummerte vielleicht da und dort, aber sie ist nicht nur durch Pastorenagitation wach geworden. Wenn als Redner in konfessionellen Versammlungen vornehmlich Pastoren auftreten, wenn solche überhaupt bei konfessionellen Kämpfen alsbald in den Vordergrund treten, so ist die Ursache: ihre Sachkenntnis und ihre Redefertigkeit wird dann begehrt.

Nein, die konfessionelle Beunruhigung des protestantischen Teils bei uns ist nicht künstlich gemacht (woher sollten gerade die von eben denselben katholischen Zeitungen als so einflußlos geschilderten Pastoren die Macht dazu haben?), sondern sie ist die Folge der inneren politischen Lage selbst. Aber indem wir dies anerkennen, müssen wir doch bezeugen, daß wir von einem ganz andern Gesichtspunkte her auch unsre Bedenken gegen die Art haben, wie die konfessionelle Spannung auf protestantischer Seite häufig zum Ausdruck kommt. Wir haben auch die Empfindung, daß der Pastor als solcher dabei zu viel im Vordertreffen steht und daß die Kirche als solche zu viel mit herangezogen wird. Wenn aus politischen Bedenken die Jesuiten nicht wieder herein ins Land sollen, so lasse man doch politische Organe, Parteien und Versammlungen davon Zeugnis geben. Aber man mache das nicht zur Sache der Synoden oder gar der Kirchenregierungen. Ich gestehe, daß ein jeder derartige Beschluß evangelisch-kirchlicher Repräsentationen und Instanzen für mich etwas Aergerliches und Beschämendes hat. Denn er weckt nun einmal den Schein, als könnten wir Protestanten aus Gründen religiöskirchlicher Schwachheit den Ausschluß der Jesuiten aus unserm Vaterlande nicht entbehren.

Uebrigens ist es schmerzlich, wie wenig wissenschaftlich brauchbare Jesuitenlitteratur der jüngste Jesuitenkrieg zu Tage gefördert hat. Die Gelehrten, die sich in den Dienst der Agitation gestellt haben, hätten darin fruchtbarer sein sollen. Ein ausgezeichneter polemischer Traktat ist die ganz aus lokalen Kämpfen herausgewachsene und dadurch nicht minder lehrreiche Schrift: Sind die Jesuitengegner „Lügner" und „Verleumder"? Frankfurter Beiträge zur Jesuitenfrage im Deutschen Reiche. Herausgegeben von Professor D. W. Bornemann, Pfarrer zu Frankfurt a. M. Leipzig, Carl Braun. 89 S. 80 Pf. — Eine gute rein geschichtliche Aufklärung bietet das soeben erschienene Büchlein: Die Jesuiten. Eine historische Skizze von H. Boehmer-Romundt. Leipzig, Teubner. 164 S. 1 Mk., gebunden 1,25.

*

Wir möchten den Jahrgang nicht schließen, ohne noch einmal auf die Trierer Schulaffäre zurückzukommen. Als am 6. März die Zurücknahme des bischöflichen Publikandums wider die Simultanschule von den Kanzeln Triers verkündigt wurde, da hatte zunächst Jedermann im Reich und vor allem auch in Trier den Eindruck einer Niederlage des Bischofs Korum. Bald freilich hatten Zweifel ein in die Worte des Märzerlasses. Man fing an zu fürchten, die Regierung werde sich mit dem Schein eines Sieges zufrieden geben und in der Sache doch die Wünsche des Bischofs erfüllen. Und diese Schwarzseher werden Recht behalten. Zwar Alles dürfte der Bischof nicht erreichen. Die höhere Mädchenschule wird simultan bleiben; sie ist ja auch zum weitaus größern Teile von evangelischen Schülerinnen besucht. Aber das Lehrerinnenseminar ist schon seit Ostern in der lang-

*) Der Ukas ist wörtlich abgedruckt in Nr. 52 der Chronik der Christlichen Welt. Daneben ein ganz andrer persischer!

samen Umformung zur katholisch-konfessionellen Anstalt begriffen. Es traf sich seltsam, daß vor kurzem erst der Kurator der Universität Bonn, von Rottenburg, in einer viel bemerkten Rede das Lob der Simultanschulen sang (Münchener Allgemeine Zeitung, Beilage, Nr. 269 vom 25. November). Aber die Zeit ist diesen Schulen nicht günstig. Man kann sich darein finden. Aber man wird wünschen müssen, daß der Staat dem anders Rechnung trägt. Wenn die preußische Regierung die Absicht hatte, den simultanen Charakter des Seminars aufrechtzuerhalten, so hätte sie sehr wohl die Macht dazu gehabt. Und wenn sie diese Absicht nicht hegt, so hätte sie frei und offen das Seminar umwandeln sollen, statt es unter der Hand zu katholisieren. Dergleichen Schein kann doch nicht lange dauern und entspricht nicht der Würde, die sie wahren muß.

*

Prüft man die Zeichen unsrer Zeit, so wird man sagen müssen, es herrscht das Gleichgewicht der Kräfte. Das gilt von der gesamten Staatengesellschaft der zivilisierten Welt, das gilt von den Konfessionen und Parteien im Deutschen Reich, das gilt von den Richtungen innerhalb unsrer evangelischen Kirche. Es gibt überall Temperamente, die darüber ungeduldig werden wollen. Wohl denen, die die Gunst der Zeit ergreifen. Die umso treuere Arbeit nach innen tun, ihre eigne Sache prüfen, ihre Tüchtigkeit üben, Kräfte sammeln und Waffen schmieden. Denn die Katastrophen bleiben doch nicht aus, so gewiß die Weltgeschichte nach gottgegebnem Gesetz ihren ehernen Gang geht. R

Bücher und Schriften

Theologische Wissenschaft und kirchliche Bedürfnisse. Von Arnold Meyer, Professor in Bonn. (Sammlung gemeinverständlicher Vorträge aus dem Gebiet der Theologie und Religionsgeschichte Nr. 31.) Tübingen, Mohr 1903. 92 S. 1,80 Mk.

Fast möchte man sagen: leider gehört der Verfasser zu den modernen Theologen; denn, wenn auch die Einführung in die gegenwärtigen Fragen der Theologie, die er gibt, natürlich von einem konservativen Forscher anders geschrieben worden wäre, so ist das, was er über Notwendigkeit und Wert selbständiger wissenschaftlicher und Glaubensentscheidung namentlich bei den jungen Theologen sagt, so treffend, daß man wünschen muß, es wäre von einem der Führer der kirchlichen Rechten geschrieben: die könnten das, denn es handelt sich hier nicht um Fragen des Standpunkts, sondern der Charakterbildung und der Erziehung zur Wahrhaftigkeit, an denen alle Christen und alle kirchlichen Parteien das gleiche Interesse haben; und sie sollten es, denn sie würden dadurch, daß sie in den zu ihnen haltenden Laienkreisen besseres Verständnis für Pflichten und Nöte der heutigen Theologen weckten, reichen Segen wirken. Wirklich mehr, als diejenigen, die eine „positive" Erziehung der Kandidaten in Lehrvikariaten und Seminaren unter Gesichtspunkten empfehlen, die schlechthin anstößig sind. Mulert

Was haben wir heute an Paulus? Diese Frage meines heutigen, letzten Artikels über den Apostel, hat Paul Wernle in einem 48 Seiten starken Hefte (Basel 1904, Helbing u. Lichtenhahn) beantwortet, zunächst um einem rohen Angriff eines schweizerischen Journalisten entgegenzutreten, der Paulus einen „rabiaten rabulistischen Rabbiner, der an Römer, Korinther, Galater, Epheser usw. seine epistolaren Stilungeheuer schrieb", genannt hatte (vgl. Chronik 47 Sp. 575). Wernle schildert zuerst den Stilisten, dann den Mann, danach seine Religion der Gotteskindschaft, des Geistes und Freiheit, der Liebe und der Sehnsucht, endlich seine Stellung zu Jesus und seine Bekehrung. In kurzen Umrissen eine prächtige Charakteristik des Apostels; über dem Ganzen liegt der Hauch der hohen Begeisterung und der frischen realistischen Erfassung der Welt und der Menschen, wie sie Wernle auszeichnen. Laien, die sich in Paulus nicht finden können, werden viel von dem Büchlein haben, Pfarrer sollten es häufig solchen Laien in die Hand geben. Die Leute endlich, die Wernles „Anfänge unserer Religion" nur lesen, um sich daran zu „ärgern", zumal an der freien Kritik, die Wernle an Paulus und nicht bloß an den Paulusbriefen übt, werden gebeten, dies Heft als die notwendige Ergänzung für ein gerechtes Urteil über Wernle hinzuzunehmen.

Heinrich Weinel

Weitere Bücherbesprechungen siehe auf dem letzten Blatt des Registerbogens.

Verschiedenes

Zu dem Lutherbilde in Nr. 51 schreibt uns Herr Professor Johannes Bauer: Nachdem der Druck der letzten Nummer abgeschlossen war, sahen wir, daß das Bild schon von Buchwald in der „Reformationsgeschichte der Stadt Leipzig" 1900 S. 34 veröffentlicht ist, aber in etwas kleinerem Maßstabe und ohne Erklärung. Bei dieser Gelegenheit sei hier noch nachgetragen, daß schon in den „Unschuldigen Nachrichten" 1724 S. 6 dieser Schnitt als ältestes Lutherbild genannt ist. Die dort, angeblich nach der vierten Ausgabe Leipzig 1520, mitgeteilte Abbildung gibt die Umschrift und das Wappen, aber einen schlechten Stich nach dem Kupferstich Cranachs von 1521. Auf dieser Mitteilung ruht die Bemerkung von F. A. Ukert, D. M. Luthers Leben 1817 I S. 365.

Worte Jesu im Gewand der Gegenwart. Zu diesem Thema schreibt uns Herr Prediger Walther Classen im Hamburg: Meine wenigen Proben der „Worte Jesu im Gewand der Gegenwart" (Nr. 35 und 36 d. J.) haben mir einige begeisterte Zustimmungen und einige herbe Kritiken eingetragen, unter anderem einen heftigen Angriff in einem Bremer Kirchenblatt. Ich muß ein Mißverständnis aufklären. Meine Proben sind nicht ein Beispiel der künftigen Volksbibel: diese soll äußerste Treue gegen Jesu Wort mit moderner Sprachform verbinden. Sondern ich biete nur Proben, wie man Heliand-artig unser Volk wieder mit dem Geist des Christentums vertraut machen soll. Christus bedeutet für uns eine Aufgabe, nämlich dies: Wie übertragen wir, was Er gewollt hat, in unsere Zeit? Können wir Christus den Forderungen und Fragen unsers Jahrhunderts gegenüberstellen? Wie würde Jesus heute sein? Was würde er tun? Ich halte es für möglich eine Antwort zu geben. Alles Romanhafte und Sensationelle muß gänzlich fehlen. Kurz und mächtig ein Charakterbild, wie es auch die Bibel bietet; Jesus in Mitten einer modernen Stadt, zu dem Stellung nehmend, was uns die Seele beängstigt! Es wird hier jedes Wort zur sozialen Predigt. Jesus sehen wir dann „als den, der nicht einmal geredet hat, sondern als den Lebendigen, der heute redet, wie die moderne Menschheit es bedarf." Aus solchem Versuch habe ich Proben gegeben. Niemand zur Kränkung ward es geschrieben, aber denen zu Dienst, die Christus nicht lassen möchten, aber ehrlich fragen: Wie können wir ihn denn behalten? [Anders haben wir Herrn Classen nicht verstanden, insbesondre auch nicht so, als wollte er die Lutherbibel durch seine Volksbibel ersetzen. Es kann sich nur um lebendige Vergegenwärtigung des alten Echten handeln. D H]

In unserm Artikel über die preußische Generalsynode (Nr. 47) war beiläufig erzählt, es sei auf der Synode eine Nummer der „Reformation" umgegangen, in der Stoecker zugestanden habe: daß Sagen und sagenhafte Elemente in der biblischen Urgeschichte vorhanden seien, und daß wir darauf ausgehen müßten, die Gemeinden damit bekannt zu machen. Auf Wunsch mehrerer Leser teilen wir die Stelle aus Nr. 44 der Reformation (S. 85 der Litterarischen Beilage) wörtlich mit: „Ohne Zweifel hat die biblische Urgeschichte Sagen und sagenhafte Elemente; es ist vergeblich, sich dagegen zu sperren, und es ist Zeit, das der gläubigen Christenheit offen zu sagen." Stoecker polemisiert dann gegen eine zu radikale Verwendung des Sagenbegriffs in der Geschichtskritik.

Herr Professor Karl Müller in Tübingen teilte uns mit, daß die von unserm Herrn Berichterstatter in Nr. 48 an seiner Kirchengeschichte vermißten Kapitel (Einwirkung der Reformation auf das ganze geistige Leben, auf die deutsche Kultur) plangemäß erst in der nächsten Abteilung seines Werkes ihre Stelle finden werden.

In Nr. 30, Spalte 715, ist unserm Herrn Mitarbeiter ein Versehen passiert, dessen Feststellung von nicht geringem sachlichen Interesse ist. In dem Briefwechsel zwischen Nietzsche und Rohde sind die Worte: „Unsere gute reine protestantische Luft! Ich habe nie bis jetzt stärker meine innigste Abhängigkeit von dem Geist Luthers gefühlt als jetzt" nicht Worte Rohdes, sondern Nietzsches. Nietzsche fühlt: er hat nicht nur seine Sprache Luther zu verdanken, sondern auch seine Gewissens- und Denkfreiheit. „Allen diesen befreienden Genien will der Unglückliche den Rücken wenden," sagt er von dem Konvertierenden. Der Brief ist datiert vom 28. Februar 1875. —

Das waren denn wohl genug Retraktationen und Reklamationen zum Jahrgangsschluß.

Wir möchten aber nicht schließen, ohne der besonders aufopfernden Mitarbeit des Herrn Lic. Weinel an diesem Jahrgang zu gedenken. Seine 33 Artikel über Paulus, oft unter erschwerenden Umständen geschrieben, sind von unsern Lesern in ihrem Werte erkannt worden. Die beiden letzten Stücke enthalten kurze Zusammenfassungen von je drei oder vier Artikeln, für die wir den Raum leider nicht mehr aufbringen konnten. Eine unverkürzte Sonderausgabe des Ganzen wird aber voraussichtlich in nicht allzu langer Zeit für diesen Verlust entschädigen. Wochenschriften wie die unsre werden nur unter sehr günstigen Bedingungen das Wagnis unternehmen dürfen, eine solche Aufsatzreihe zu veröffentlichen. Wir beabsichtigen auch darin nicht dauernd fortzufahren. Immerhin können wir der Versuchung nicht widerstehn, den Versuch noch einmal zu wiederholen. Und zwar um eines Themas willen, das uns dazu besonders geeignet scheint und das für unsre Leser alle von Interesse sein muß, mag dieses Interesse auch sehr verschiedene Art und Herkunft haben. Wir gedenken im nächsten Jahrgang eine fortlaufende Auslegung der Offenbarung Johannis zu bringen. Herr Professor Johannes Weiß in Marburg war so freundlich sie zuzusagen.

Wir dürfen die Bitte um rechtzeitige Erneuerung des Abonnements wiederholen. Unsre Leser können nicht ermessen, wie großen Dienst sie damit insbesondre der Post und unsrer Expedition tun werden. Nr. 1 von 1904 wird noch vor Sylvester ausgegeben.

Gesegnete Weihnachten, fröhliches Neujahr! D H

Hierzu als Beiblatt die letzten beiden Seiten des Registerbogens, enthaltend: **Bücherbesprechungen, Quittung und Anzeigen.**

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.